

Patrick Kalilombe

Die Diakonie im universalen Kontext – aus afrikanischem Blickwinkel gesehen

«Wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener (diákonos) sein, und wer bei euch der Erste sein will, soll der Sklave (doũlos) aller sein. Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen (diakone-thēnai), sondern um zu dienen (diakonēsai) und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele.»
(Mk 10,43–45)

Die Sprache der *diakonía* bzw. des Dienstes am Nächsten in all seinen Formen ist nicht so einfach und unkompliziert, wie es die meisten von uns, denen die übliche sakrale Ausdrucksweise der Kirche geläufig ist, vielleicht erwarten würden. Die emotionalen Konnotationen der Sprache der Diakonie sind vielmehr mehrdeutig und können sowohl positiv und bestätigend als auch negativ und entmutigend sein. Welche der möglichen Bedeutungen nun gemeint ist, hängt von der Person ab, die gerade spricht. Im kirchlichen Kontext beinhalten der «Gottesdienst» und das Diakonat die positive Vorstellung von einem Dienst im Auftrag des Herrn, «dem als dem Herrn zu dienen sich ziemt». Entsprechend bezieht sich der Priester oder Pfarrer in demütiger Dankbarkeit auf die Kirchengemeinde, in deren «Dienst» er steht und betrachtet es als Ehre, «Diener» des Vollkes Gottes zu sein. Ebenso wird der Missionar von seiner Arbeit erzählen als einem «Dienst», den er an diesem und jenem Ort versah. Selbst in der weltlichen Gesellschaft haben wir es mit «Ministern» (was ja eigentlich «Diener» heißt) und «Zivildienstlern» zu tun; die Soldaten sind stolz auf ihren Militär-«dienst», wie einst auch die Kolonialoffiziere stolz waren, wenn sie sich wehmütig jener Zeit erinnerten, in der sie da und dort in den verschiedensten Funktionen ihren «Dienst» taten.

Jedoch gibt es auch Menschen, für die der Dienst eine schmerzliche Erfahrung ist. Der

Inhaftierte etwa, der eine lebenslängliche Freiheitsstrafe «abdient», oder das «Dienst»-Mädchen, das in aller Frühe aufsteht und erst nach einem langen und harten Arbeitstag spät abends wieder schlafen geht. Für diese Menschen hat der «Dienst» weder etwas Romantisches noch etwas Erfreuliches. Auch dürften jene armen Nationen nicht sonderlich von der Idee der *diakonía* begeistert sein, denen es auf irgendeine Weise gelingen muß, ihren wachsenden Schuldenberg «abzudienen». All diese Beispiele führen uns die andere, die schmerzliche Seite eines Dienstverhältnisses vor Augen. Die Erfahrungen, für die sie stehen, machen uns darauf aufmerksam, daß das Thema des Dienstes in seinen vielfältigen Formen komplex und irreführend oder verwirrend ist. Besonders heutzutage nötigt uns die Diskussion dieses Themas dazu, den harten Realitäten ins Auge zu sehen und peinlichen Fragen hinsichtlich der Natur und Dynamik der verschiedenen Dienste, die wir voneinander erwarten, nicht auszuweichen. Auch die Kirche selbst muß sich heute fragen, ob und in welcher Weise ihre Behauptung, der Welt zu dienen, noch sinnvoll ist.

Ein Dienst ist niemals einseitig. Er beinhaltet immer auch eine Gegenseitigkeit. Er setzt voraus, daß auf der einen Seite Bedürfnisse vorhanden sind, zu deren Befriedigung ein Zuhilfekommen der anderen Seite des Dienst-Verhältnisses erforderlich ist. Demnach gibt die eine Seite, während die andere entgegennimmt. Hierin zeigt sich eine grundlegende Lebenswahrheit, nämlich die, daß niemand auf einer Insel bzw. nur für sich allein leben kann; wir alle brauchen vielmehr einander und gehören zusammen. Friede, Wohlergehen, Entwicklung und Wohlstand, sie alle beruhen auf einem komplexen Netzwerk von Austauschhandlungen, einem komplizierten Wechselverkehr, einem komplementären Geben und Empfangen von Gütern und Dienstleistungen. So sind wir als Einzelne wie als Gemeinschaften grundsätzlich aufeinander angewiesen.

Es scheint heutzutage mehr als angebracht, sich Dienst- oder Hilfeleistungen einmal ehrlich und gewissenhaft des näheren anzusehen. Was sich unserem Blick dabei darbietet, ist das klägliche Schauspiel von mehr und mehr Menschen überall in der Welt, die ärmer und ärmer werden, das klägliche Schauspiel von ganzen Nationen gar, die in einem hoffnungslosen Elend versinken und nicht einmal das Notwendigste zum Leben haben in einer Welt, in der es ein leichtes wäre, einem jeden Menschen ein anständiges Leben zu

ermöglichen. Dieses Schauspiel belegt doch klar genug, daß die Gegenseitigkeit der Dienst- oder Hilfeleistungen nicht mehr gegeben ist und aus irgendeinem Grunde nicht mehr funktioniert. So zieht jetzt zum Beispiel Afrika wegen seines großen Elends unsere Aufmerksamkeit auf sich. Was wir dort zu sehen bekommen, sind chronische Hungersnöte; endlose Konflikte, die Millionen von Flüchtlingen hervorbringen; die Zerrüttung von nationalen Wirtschaften, die Arbeitslosigkeit im Gefolge hat; galoppierende Inflation; der Niedergang von Währungen und äußerste Armut und Not, während die ohnehin dürftigen Ressourcen zum Kauf von Waffen abgezweigt werden. Mit Sicherheit läuft da etwas falsch im Austausch von Dienstleistungen, sei es auf Lokalebene oder in weltumfassenden Zusammenhängen.

Nicht nur Afrika ist hiervon betroffen. Weite Teile Asiens und Lateinamerikas sind in einer ähnlichen Notlage. Selbst in den sogenannten reichen Nationen nehmen Armut und Entbehrung immer mehr zu. Was aber weist bei all dem die Kirche als eine wirklich dienende Kirche aus? Gibt es Belege dafür, daß sie uns den Weg in Richtung eines hoffnungsvollen Wandels zu zeigen vermag, den Weg in eine Zukunft, deren leitender Grundsatz ein gegenseitiges Helfen und Dienen und eine von allen geteilte Sensibilität für die Bedürfnisse des anderen ist?

Wir mögen versucht sein, derartige Fragen allzu zuversichtlich zu beantworten oder aber in einer apogetischen und selbstgerechten Weise. So sind wir vielleicht geneigt anzunehmen, daß es in den letzten Jahren in der Kirche Anzeichen für ein Nachlassen der Bereitschaft zu dienen gegeben habe. Als ein solches Zeichen könnte der dramatische Rückgang in den «Berufungen» gesehen werden, der in jenen Bereichen der Kirche festzustellen ist, in denen sich der Wille zum Dienst am anderen bisher am überzeugendsten äußerte, wie in den Missionsorden beispielsweise, den geistlichen Ämtern oder den Ordensgemeinschaften für Männer und Frauen. Andere möchten vielleicht einen Schritt weitergehen und zugeben, daß gerade in jenen Ländern, in denen Armut, Unterdrückung, Ausbeutung und Menschenrechtsverletzungen am deutlichsten zu Tage treten, wie in vielen Teilen der Dritten Welt, die Kirche gar nicht immer auf seiten der leidenden Bevölkerung zu finden sei. So hat es oft den Anschein, als stimmten gerade Bischöfe, Priester, Ordensleute und prominente Laien mit den

Strukturen und Mächten überein, die für all diese Übel verantwortlich sind, zumindest aber lassen die genannten Kreise keinerlei Feingefühl erkennen, wenn es um die Belange der Armen und Unterdrückten geht. Ein solches Urteil, so berechtigt es in einzelnen Fällen sein mag, läuft allerdings Gefahr, zu allgemein auszufallen, und es dürfte wohl auch kaum zu einer Antwort auf die eigentliche Frage führen, die lautet: Wie ist so etwas in einer sogenannten dienenden Kirche überhaupt möglich? man könnte es sich des weiteren leicht machen und in Beantwortung dieser Frage an das vergangene Jahrzehnt erinnern, in dessen Verlauf kirchliche Amtsträger – angefangen beim höchsten Amt, dem des Papstes, bis hin zu den nationalen Bischofskonferenzen in allen Teilen der Welt – die Kirche feierlich darauf verpflichteten, «auf seiten der Armen und Unterdrückten zu stehen». Diese Erklärungen sind keineswegs als leere Worte zu betrachten.

Dennoch, den gegenwärtigen tragischen Entwicklungen nach zu urteilen, scheint diese Parteinahme der Kirche für die Armen nicht gerade viel bewirkt zu haben. Dabei mag die Kirche durchaus löbliche Anstrengungen im Dienst an den Unterprivilegierten unternommen haben. Aber viele von denen, die zu den Leidtragenden gehören, vermöchten wohl kaum zu sagen, was dieses Sorgen um sie nun an ihrem Los verändert hätte. Ist es also notwendig, ein übriges zu tun?

Die «Dienst- oder Hilfeleistung» aus der Sicht der Leidtragenden in der Geschichte

Es ist durchaus möglich, daß der ganze Fragenkomplex aus einem Blickwinkel betrachtet werden muß, der sich von dem bisherigen erheblich unterscheidet. Hilfe- und Dienstleistungen werden doch meist aus der Sicht derer diskutiert und geplant, die zu jenen gehören, die sich in der Lage sehen, Bedürftigen zu Hilfe zu kommen. Mit anderen Worten, die jeweiligen Vorstellungen dessen, was Hilfe sei, stammen aus dem Lebensbereich der Bessergestellten und Mächtigeren. Nicht, daß hieran etwas auszusetzen wäre. Dennoch muß zugegeben werden, daß dieser Blickwinkel nur einen Teil der Wirklichkeit sichtbar werden läßt. Viele wesentliche Aspekte der Realität dürften demnach verborgen bleiben und keine ernsthafte Berücksichtigung finden, wenn es um ein Verstehen situativer Gegebenheiten und die Formulierung von Projekten geht, die das jeweilige Verstehen nahelegt.

Wir erkennen heute mehr und mehr, daß die Art und Weise, wie wir Wirklichkeit verstehen und mit ihr umgehen, weitgehend davon abhängt, wo wir selbst stehen. Vor einigen Jahren noch war es beispielsweise ganz selbstverständlich, nur von einer einzigen universal gültigen Theologie auszugehen, da man sich nur eine einzige objektive Wirklichkeit, nur eine objektive Wahrheit vorstellen konnte. Heute dagegen setzt sich immer mehr ein Pluralismus theologischer Ansichten und theologischer Artikulationen durch. So gibt es heute die Befreiungstheologien, die feministischen Theologien, die afrikanischen und asiatischen sowie eine Reihe anderer Theologien. Sobald die Sprache auf die sogenannte objektive Wahrheit kommt, stellt sich die Frage: Objektiv, für wen? Der Trugschluß, der sich hinter dem Anspruch einer einzigen (oder universalen) Theologie verbirgt, ergibt sich aufgrund einer unzulässigen Vermischung zweier Sachverhalte, die wir auseinanderhalten müssen: das eine absolute Wort Gottes und die vielfältigen Überlegungen, die Menschen jeweils darüber anstellen.

Da Theologie die kritische Reflexion des Wortes Gottes ist, bringt sie zwangsläufig eine Vielfalt von solchen Reflexionen hervor, deren Inhalte jeweils von der Person abhängig sind, die die Überlegungen angestellt hat, bzw. von dem Blickwinkel, aus dem die theologischen Erwägungen hervorgehen. Die Kernfrage ist eigentlich nicht die, ob es verschiedene oder gegensätzliche Wahrheiten geben könne oder nicht, sondern die, ob es überhaupt möglich sei, von einem einzigen Standpunkt aus eine Wahrheit ganz zu erfassen. Bezüglich der Fragen und Probleme, deren Untersuchung als wichtig erachtet wird, gilt es zu fragen: Warum sind gerade diese Fragestellungen relevant und nicht etwa andere? Für wen sind sie wichtig? Und warum? Des weiteren stellt sich das Problem der Prioritäten: Welche Frage ist unter einer Reihe anderer möglicher Fragen die wichtigere? Wer entscheidet dies? Was geschieht, nachdem diese Entscheidung getroffen ist? Wer zieht einen Vorteil daraus? Mit anderen Worten: Es gilt einen konkreten menschlichen Hintergrund in Rechnung zu stellen, der auf die jeweilige Form bzw. den Inhalt einer Reflexion Einfluß nimmt.

Auf jeden Fall steht zu vermuten, daß das Thema «*diakonia*» an Verständlichkeit und Deutlichkeit gewinne, wenn es zur Abwechslung einmal aus einem anderen Blickwinkel be-

trachtet würde. Wenn der Dienst an anderen bisher meist nur aus der Sicht derer thematisiert wurde, die es sich leisten können, anderen zu helfen, wäre es dann jetzt nicht an der Zeit, Hilfeleistungen vom Standpunkt derer aus zu betrachten, denen sie zugute kommen sollen? Wie beurteilen sie diese Hilfe, wie fühlt es sich an, das Objekt der Wohltätigkeit anderer Leute zu sein? Haben die, denen gedient werden soll, vielleicht irgendwelche Vorschläge zu machen oder Fragen zu stellen? Im Jahre 1987, als in Großbritannien die «One World Week» mit dem Thema: «Wer bekommt den Kredit?» abgehalten wurde, hatte ich den Eindruck, daß die Menschen aus den armen Ländern im wesentlichen drei Arten von Fragen hatten, nämlich: Was meint ihr, wenn ihr von Hilfe oder einem Dienst sprecht? Wer dient oder hilft hier wem? Aus welcher Gesinnung heraus erfolgt die Hilfeleistung? Was ist deren tatsächliches Ziel?

Die vorliegenden Überlegungen zum Thema Hilfeleistung werden vom Standpunkt eines Afrikaners aus unternommen, der dabei nicht nur die gewärtige Situation im Blick hat, sondern auch die lange Geschichte dieses Kontinents. Wenn der hauptsächliche Schwerpunkt der Betrachtungen dabei verständlicherweise auch auf dem Anteil liegt, den die christlichen Kirchen an der Prägung der afrikanischen Wirklichkeit gehabt haben – und deshalb vorwiegend spirituelle Themen berührt werden – so geht doch auch der umfassendere Einfluß der westlichen Welt im allgemeinen auf Afrika in die Betrachtungen mit ein. Und damit kommen auch Angelegenheiten eher weltlicher Natur zur Sprache wie politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Wechselwirkungen. Dies hat einen einfachen Grund. Historisch gesehen erreichte die Evangelisierungswelle Afrika zu eben der Zeit, als auch die Europäer und Amerikaner in den Kontinent eindringen. Wie verschieden deren Ziele auch gewesen sein mögen, so hatten sie doch alle eine gemeinsame Vorstellung, was die Missionierung Afrikas betraf: Sie kamen um irgendetwas Gutes zu tun, den Eingeborenen einen Dienst zu erweisen. Diese allgemeine Vorstellung des Dienstereisens ist der Gegenstand der vorliegenden Untersuchung. Wenn die religiösen und weltlichen Auffassungen von der jeweils erforderlichen Dienst- oder Hilfeleistung damals auch verschieden gewesen sein mögen, so hatten sie – zumindest aus der Sicht der Afrikaner – doch auch vieles gemeinsam.

Wieder nach Afrika zurückgekehrt, denke ich oft über die Inhalte nach, die einem Wort beigegeben werden, das potentiell auf all jene zutrifft, die aus Europa und Amerika zu uns kommen, seien es Missionare oder weltliche Gesandte. *Mzungu* (pl. *azungu*) heißt dieses Wort. Es kann, so entdeckte ich, auf zwei verschiedene Weisen benutzt werden. Seine einfache und allgemeine Bedeutung ist «Weiße». Doch sagt es nicht nur über die Hautfarbe und Rassenzugehörigkeit eines Menschen etwas aus, es meint auch eine Haltung oder Einstellung, eine Art und Weise, sich zu anderen Menschen in Bezug zu setzen, zu handeln und zu reagieren. «Mzungu» meint demnach 1. jemanden, der unabänderlich davon überzeugt ist, anderen überlegen zu sein und deshalb erwartet, dementsprechend behandelt zu werden; 2. jemanden, der, selbst wenn er etwas Gutes tut, eigennützige Ziele verfolgt; 3. jemanden, der sich im Umgang mit anderen ausbeuterischer Methoden bedient.

Das Wort «Mzungu» bezieht sich auf keinen Fall nur auf ein rassisches Merkmal. Das zeigt zum Beispiel die Tatsache, daß selbst schwarze Afrikaner ihre schwarzen Kameraden «*azungu akuda*» (scharze Azungu) nennen, wenn diese die drei genannten Merkmale aufweisen. Andererseits kommt es vor, daß von einem Europäer gesagt wird: «Er benimmt sich gar nicht wie ein *mzungu*!» Jedoch ist klar, daß sich die Vorstellung dessen, was ein *mzungu* ist oder nicht ist, historisch aus den bitteren Erfahrungen mit Generationen von Ausgebürgerten entwickelt hat.

Ich gehe von der grundlegenden Behauptung aus, daß ein erwiesener Dienst sich letztendlich als nicht wirklich hilfreich erweist, wenn er auf die Art eines «*mzungu*» erbracht wird. Der Grund, warum vieles von dem, was als Hilfe angeboten wird, von den angeblichen Nutznießern nicht als solche angesehen wird, mag darin liegen, daß diese Hilfen mit einer Überlegenheitshaltung dargeboten werden, daß sie nur den Interessen derer dienen, die sie erbringen, oder auch darin, daß sie die Bedürftigen nur immer in der Abhängigkeit festhalten, anstatt deren Befreiung und Ermächtigung im Blick zu haben, so daß sie ihr Schicksal schließlich selbst in die Hand nehmen können. Wenn die Kirche wirkliche Dienst- und Hilfeleistungen in unserer Welt unterstützen will, tut sich ihr hier ein weites Feld für Studien- und Aktionsprogramme auf.

Was ist ein Dienst? Wer dient wem dabei?

Afrika wurde eigentlich schon immer als ein Kontinent angesehen, der Hilfe nötig hat. Dieser dunkle Kontinent, der reich an natürlichen Schätzen ist, jedoch von primitiven Stämmen bewohnt wurde, an denen Zivilisation und Fortschritt so offensichtlich vorbeigegangen waren und die nicht von dem wahren Gott wußten, hat schon viele Außenseiter angezogen. Ein Teil dieser Außenseiter war mit dem einfachen und unverhohlenen Ziel gekommen, sich durch Plünderung und Ausbeutung zu bereichern. Diese Leute schienen anzunehmen, in ein Niemandland gekommen zu sein, denn sie betrachteten die Rechte der Einwohner (der «Einheimischen», «Ureinwohner» oder «Eingeborenen») entweder als gar nicht existent oder schoben sie ungestraft einfach beiseite. Die meisten rechneten allerdings mit der Existenz der ortsansässigen Menschen. Diese «Hereinkommenden» waren dann auch bestrebt, ihr Kommen zu rechtfertigen. Meist geschah dies über die Ausweisung eines Dienstes, den sie zu erbringen gedachten. Im allgemeinen erklärten sie, sie seien gekommen, um mit den Einheimischen die Vorteile der Zivilisation zu teilen, ihnen zu Entwicklung und Fortschritt zu verhelfen. Die christlichen Evangelisten kamen, um ihre Lehre über Gott weiterzugeben, Jesus Christus zu predigen, Seelen zu retten und die wahre Religion ins Land zu bringen.

Die Vorstellung, man sei nach Afrika gekommen, um den dort lebenden Bedürftigen zu helfen, ist immer noch sehr lebendig. Es gab sie bereits zu Zeiten des Kolonialismus. Aber auch nach der Erlangung der Unabhängigkeit einzelner Regionen hat es zahlreiche Hilfsprojekte gegeben, Entwicklungspläne, Handelsmissionen und Organisationen, die erzieherische und technische Hilfestellung leisteten, – Maßnahmen, mit denen die industrialisierten Nationen Afrika zu Hilfe kamen. Wer wollte auch bestreiten, daß viel Gutes getan wurde.

Die Frage ist nur: Wem dient all dies wirklich? Wem erwächst der bedeutungsvollere Vorteil aus diesen Beziehungen? Die Ergebnisse neuerer Untersuchungen, wie etwa der von Guy Arnold: *Aid and The Third World: The North/South Divide* (London 1985) sprechen dafür, daß Hilfsdienste, die angeblich den armen Nationen zugute kommen sollen, sich letztendlich häufig zu Unternehmungen entwickeln, bei denen der Ar-

me dem Reichen dient. Der Gebende ist also am Ende der Empfangende, wobei der ursprünglich Empfangende leicht der Verlierer ist, der auf der Strecke bleibt. Dies aber liegt daran, daß die einzig wirklich stetige Gesetzmäßigkeit bei diesen Hilfeleistungen die ist, daß sie auf die Interessen der Geberländer hin ausgelegt sind. Im Mittelpunkt der Unternehmungen steht das Ziel eines jeden Profitstrebens: das eigene Interesse, der Eigennutz.

Die Kirche versteht die gegenseitige Abhängigkeit der Menschen und ihr Sorgen füreinander als eine notwendige Konsequenz ihrer Liebesbotschaft. Hieraus ergibt sich auch ihre Pflicht, die skrupellosen und ausbeuterischen Praktiken von Nationen und Wirtschaftskonzernen, die oft nur vorgeben, den Armen zu helfen, und sich hinter dieser Fassade verstecken, zu entlarven und zu verurteilen. Lediglich fromme Erklärungen abzugeben reicht hier allerdings nicht aus. Was vielmehr not tut, ist eine Veranschaulichung oder Verdeutlichung des kirchlichen Standpunktes in einem eindeutigen und verbindlichen Handeln, durch das sich die Kirche für alle erkennbar von diesen Praktiken distanziert, – auch wenn sie sich dabei den Grimm oder die Wut von Leuten oder Gruppierungen (oft sogar von ihren eigenen getreuen und tragenden Mitgliedern) zuzieht, die die Kirche gern aus der Politik und aus wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Interessenszusammenhängen heraushalten und ausschließlich auf den sogenannten religiösen Bereich beschränken wollen. Die Kirche sollte darauf vorbereitet sein, daß sie für ihre Haltung wird bezahlen müssen, daß man sie isolieren, schikarieren und bestrafen wird. Es steht zu erwarten, daß die bisherigen Befürworter ihrer Unternehmungen ihre Unterstützung einstellen und die Vorrechte, die sie der Kirche bisher einzuräumen pflegten, nicht mehr gewähren werden. So stellt etwa eine Geste der Kirche, wie beispielsweise der Abzug (erfolgreich arbeitenden) kirchlichen Kapitals aus Banken und Gesellschaften, die sich ausbeuterischer Praktiken bedienen, ein gefährliches Wagnis dar. Doch nur zum Preis solcher Risiken ist ein überzeugendes Zeugnis der Kirche im Dienste der Armen möglich.

Von welcher Geisteshaltung zeugt eine Dienst- oder Hilfeleistung?

Ein wesentliches Merkmal eines *mzungu* ist sein überlegenes Gehabe. In seinem Umgang mit

anderen Menschen besteht der *mzungu* darauf, allzeit die Oberhand zu gewinnen, eine Position innezuhaben, die es ihm erlaubt, Bedingungen zu diktieren und das Geschehen unter Kontrolle zu halten. Konkurrenz ist ihm wichtiger als die Kooperation gleicher Partner. Alle seine Dienst- oder Hilfeleistungen gehen grundsätzlich davon aus, daß eine der beiden Seiten eines Dienstleistungsverhältnisses die dominante ist. Die Geschichte weist eindeutige Fälle solch ungleicher Pakte auf; so beruht etwa der Kolonialismus auf ungleichen Übereinkünften. Und wenn wir uns moderne politische, militärische oder wirtschaftliche Vereinbarungen ansehen, werden wir feststellen, daß sich hier genau dasselbe Verhaltensmuster durchgesetzt hat. Denken wir nur an die Zusammenkünfte der UNCTAD oder die Arbeitsweise des Internationalen Währungsfonds. Die Interessen des dominierten bzw. schwächeren Partners werden wie selbstverständlich einzig als eine Funktion der Interessen der herrschenden Mächte betrachtet, und so kommt es, daß sich die armen Nationen immer wieder auf der Seite des Verlierers einfinden.

Auch hier sollte die Kirche in der Lage sein, ein anderes Modell vorzuschlagen, das Jesu Christi. Paulus schärft den Gläubigen ein: «Jeder achte nicht nur auf das eigene Wohl, sondern auch auf das der anderen. Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Christus Jesus entspricht ... er hielt nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern entäußerte sich und wurde wie ein Sklave ...» (Phil 2,4–7). Eine Dienst- oder Hilfeleistung ist echt und wirksam, wenn sie aus einer Haltung der Demut oder Bescheidenheit heraus geschieht. Konkret gesagt, wirkliches Dienen sucht den anderen nicht zu übervorteilen, weder denjenigen, der die Dienstleistung erbringt, noch denjenigen, dem sie zugute kommt; wirkliches Helfen akzeptiert den anderen im alltäglichen gegenseitigen Dienen und Helfen auch als einen Partner.

Unsere heutige Welt, die ungerechterweise in einen mächtigen Norden und einen armen Süden unterteilt ist, braucht eine geistige Umkehr. Es gilt zu lernen, was es bedeutet, einander in dieser durch Interdependenzen gekennzeichneten Welt-Stadt zu Diensten zu sein, und welche Bedingungen erforderlich sind, um ein gegenseitiges Dienen zu gewährleisten. Die Kirche verkündet die Botschaft von dem wahren Diener Gottes, der nicht in die Welt kam, damit ihm gedient werde, sondern um zu dienen und sein

Leben hinzugeben für die vielen. Diese Botschaft kann die Kirche aber nur dann mit Macht verkünden, wenn sie diese Art des kostspieligen Dienens auf überzeugende Weise selbst praktiziert. Vielleicht stellt sich die erforderliche geistige Umkehr leichter ein, wenn die Kirche es einmal gelernt hat, auf die Armen und Ohnmächtigen hinzuhören, die die enttäuschten Adressaten eines falschen Dienstes sind. Ihr unfreiwilliger Dienst an den Interessen der Wohlhabenden und Mächtigen wird der von Christus selbst stammenden Vorschrift, sich nicht dienen zu lassen, sondern zu dienen, hoffentlich Nachdruck verleihen.

Aus dem Englischen übersetzt von Birgit Saiber M. A.

PATRICK KALILOMBE

Altbischof von Lilongwe in Malawi. Derzeit Dozent für Theologien der Dritten Welt und Weltanschauungen früherer Entwicklungsstufen an den Selly Oak Colleges in Birmingham. Neuerdings übernahm er die Leitung des Center of Black and White Christian Partnership, eines Teiles der Selly Oak Federation. Dieses Zentrum versucht die Verständigung und die Zusammenarbeit zwischen den dominierenden von Weißen geleiteten Kirchen in Großbritannien und den zahlreichen von Schwarzen geleiteten unabhängigen Kirchen karibischen und westafrikanischen Ursprungs im Blick auf eine gemeinsame Mission im multikulturellen Großbritannien zu fördern. Anschrift: 31, Westholme Croft, Bourneville, Birmingham B30 1TR, England.

Johannes Degen

Diakonie als Agentur im Wohlfahrtsstaat

I. Umfang und Struktur der Diakonie in der Bundesrepublik Deutschland

Der entwickelte Sozialstaat der Bundesrepublik ist nicht denkbar ohne die Mitarbeit der Diakonie, die sich in enger Verbindung mit der Evangelischen Kirche in Deutschland darstellt. Auf der Ebene der Gesellschaft der Bundesrepublik sind die 17.873 Einrichtungen der Diakonie mit ihren 163.405 Vollzeitbeschäftigten und 62.686 Teilzeitbeschäftigten (Stand: 1.1.1984) zu einem der einflußreichsten unter den fünf Wohlfahrtsverbänden der Freien Wohlfahrtspflege zusammengefaßt. Deutlich mehr als die Hälfte der Vollzeitbeschäftigten ist im Krankenhauswesen und in der Jugendhilfe tätig.

Sowohl im statistischen Material des Diakonischen Werkes als auch in dem der EKD fällt die hohe Zahl von 7.112 Kindergärten und Kindertagesstätten mit 23.674 Voll- und 14.366 Teilzeit-

beschäftigten auf. Zusätzlich zu den Einrichtungen werden in jüngster Zeit auch die Selbsthilfegruppen, Helfergruppen und Clubs, sofern sie unabhängig von stationären Hilfseinrichtungen bestehen, gezählt. Unter dem Dach der Diakonie sind z. Z. insgesamt 4.836 solcher Gruppen versammelt.

Die Diakonie als Teil der Freien Wohlfahrtspflege wird ergänzt durch die öffentliche Wohlfahrtspflege. Der anteilige Umfang der Diakonie am gesamten System der Wohlfahrtspflege ist zahlenmäßig nur schwer zu belegen und fällt in einzelnen Arbeitsfeldern von sozialer Arbeit sehr unterschiedlich aus. Lediglich innerhalb des Spektrums der Freien Wohlfahrtspflege ist festzustellen, daß die Diakonie in den Bereichen Krankenhäuser, Jugendhilfe, Altenhilfe und Behindertenhilfe relativ stark vertreten ist. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit sei in diesem Zusammenhang auf einige Probleme hinsichtlich der Mitarbeiterstruktur in der Diakonie hingewiesen. Zuletzt 1975 ist der Versuch gemacht worden, zwischen EKD und dem Diakonischen Werk eine gemeinsame Mitarbeitererhebung durchzuführen. Damals wurde sichtbar: Nimmt man alle Mitarbeiter in Kirche und Diakonie zusammen, so sind 2/3 von ihnen in der Diakonie tätig, 1/3 von ihnen nehmen andere kirchliche Aufgaben wahr. Von den in der Diakonie tätigen Mitarbeitern waren 1975 32,3% bei einem kirch-